

Der Fleiß*

Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Tugendbegriffe

Von Otto Friedrich Bollnow

Der von Descartes ausgehende und als Vertreter des sogenannten Okkasionalismus bekannte Philosoph Arnold Geulincx stellt in seiner 1665 erschienenen Ethik den alten vier Platonischen Kardinaltugenden, nämlich der Besonnenheit, der Tapferkeit, der Weisheit und der Gerechtigkeit mit dem Anspruch einer besseren, aus einem tieferen. Verständnis erwachsenen Neubegründung der Ethik vier neue Kardinaltugenden gegenüber. Und dies sind bei ihm der Fleiß, der Gehorsam, die Gerechtigkeit und die Demut. Der Vergleich dieser je vier als grundlegend herausgehobenen Tugenden ist äußerst lehrreich, denn man kann an ihm besonders deutlich die eingreifende Umwandlung der sittlichen Anschauungen vom Altertum zur beginnenden Neuzeit ablesen. Zwar: -daß auf beiden Seiten bedeutende und in ihrem Wert gar nicht abzustreitende Tugenden herausgehoben werden, daran dürfte kaum ein Zweifel bestehen, nur: daß grade diese und keine anderen Tugenden als die grundlegenden vor allen andern ausgezeichnet werden, darin kommt der große Unterschied der Zeiten zum Ausdruck.

Aber nicht von dieser Wandlung im allgemeinen soll hier die Rede sein, sondern nur die eine der neuen Tugenden herausgegriffen werden, die an dieser Stelle besonders auffällig erscheint, nämlich der Fleiß. Gewiß, der Fleiß ist unbestreitbar eine nützliche und wertvolle Eigenschaft des Menschen aber hat er wirklich die überragende. Stellung im Reich der Tugenden, daß man ihn als Kardinaltugend heraushebt und ihm damit eine entscheidende Schlüsselstellung zuspricht? Der Fleiß hat irgendwie etwas Bescheidenes und Unscheinbares, gar nichts vom Glanz einer „hohen Tugend“, und mehr noch erstaunt es, daß uns diese Schätzung des Fleißes schort im 17. Jahrhundert begegnet. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist durch das Aufkommen der „bürgerlichen“ Tugenden gekennzeichnet, die aus den Erfordernissen eines bescheidenen Lebens entspringen, und dort wäre die Hervorhebung des Fleißes nicht verwunderlich gewesen. Aber das 17. Jahrhundert als das Zeitalter des Barocks lebte aus dem Bewußtsein der Fülle heraus, und der Großmut im ursprünglichen Sinn des Worts, die magnanimitas, wie sie bei Descartes hervortritt, die große, nicht mit sich sparende Seele, war die eigentümliche Tugend dieser Zeit. Hier muß die Schätzung des Fleißes doppelt verwunderlich erscheinen.

Allerdings liegt viel von dem zunächst Erstaunlichen in der Bedeutungsverschiebung der Worte, die mit der Übersetzung aus der [356/357] lateinischen Ursprache ins Deutsche notwendig gegeben sind; denn wenn wir zu den genaueren Ausführungen übergehen, die hier über den Fleiß gemacht werden, bemerken wir sehr bald, daß hier mit dem Worte Fleiß etwas sehr anderes gemeint ist, als wir heute darunter zu verstehen gewohnt sind. Denn Geulincx führt hier aus:

„Der Fleiß entspringt zuerst (d. h. als die erste der vier Kardinaltugenden. O.F.B.) aus der Tugend, oder was dasselbe ist, aus der Liebe zur Vernunft. Wenn nämlich das Wesen der Vernunft darin besteht, daß sie Befehle und Vorschriften gibt., so folgt daraus, daß niemand sie in rechter Weise lieben kann, wenn er nichtinhört, seine geistigen Ohren spitzt. und seine Aufmerksamkeit gänzlich auf diese Befehle richtet. Und in dieser Aufmerksamkeit des Geistes auf die Vernunft, in diesem unablenkbaren und tiefen Hinhorchen liegt meiner Meinung nach der Fleiß. Demnach besteht der Fleiß in ei-

* Erschienen in „Philosophische Studien“, Heft 2-4 1949 (Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin W 35), S. 356-368. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt..

ner gründlichen und stetigen Abkehr von den äußeren Dingen und einer tiefen Hinwendung zu sich selbst, zu seinem innersten Heiligtum, um dort bei jeder Gelegenheit das Orakel der Vernunft zu befragen.“¹

Der Fleiß besteht, also, um zunächst das Wichtigste herauszuheben, im Hinhorchen des Menschen auf die in seinem Innern zu ihm sprechende Stimme der Vernunft. Der Fleiß besteht hier also nicht, etwa, wie wir es von unserm heutigen Verständnis her erwarten würden, in der Ausdauer und anhaltenden Sorgfalt, in denen der Mensch seinen Berufsgeschäften nachgeht, der Fleiß ist, überhaupt noch nicht, im modernen Sinn auf die Arbeit bezogen, sondern besteht eben in der Aufmerksamkeit auf die Vernunft, ja er hat nicht einmal mit dem Befolgen dieser Befehle etwas zu tun, was dann erst der Tugend des Gehorsams vorbehalten ist, sondern ausschließlich mit dem Hinhorchen als solchem. Er ist also im Unterschied zum heutigen Sprachgebrauch gradezu eine Tugend der weltabgewandten Innerlichkeit. Nicht durch Zufall ist hier von dem „inneren Heiligtum“ die Rede, in dem wir die Stimme der Vernunft befragen sollen, so wie sich auch sonst bei Geulincx eine gewisse mystische Wendung zeigt.

Fleiß ist hier also etwas wesentlich anderes, als wir heute darunter verstehen. Es ist die lateinische *diligentia*, die man wörtlicher vielleicht sogar mit Aufmerksamkeit hätte übersetzen können, und die hier als Hinhören auf die Gebote der Vernunft verstanden wird, so wie ja auch der Gehorsam als ein ganz besonderer Gehorsam verstanden wird, nämlich auch hier als die *oboedientia*, die in der gewissenhaften Befolgung der Vernunftgebote besteht. Wir erkennen damit zugleich den geschicht- [357/358] lichen Ursprung wie auch die besondere Wendung, die Geulincx aus der Situation seiner Zeit heraus diesem überlieferten Tugendbegriff gibt. Schon Thomas von Aquino definiert die *diligentia* als gleichbedeutend mit der *sollicitudo*, dem Eifer, indem er zugleich auf ihre sprachliche Herkunft aus dem *diligere*, dem Lieben, hervorhebt:

„Der Fleiß scheint mir dasselbe zu sein wie der Eifer, weil wir auf das, was wir lieben, größeren Eifer verwenden. Darum ist Fleiß, wie auch Eifer, zu jeder Tugend erforderlich, insofern zu jeder Tugend die notwendigen Akte der Vernunft erforderlich sind.“
(*Summa Theologica*, II^a II^{ae} qu. 54 art. 1 ad primum).

Auch hier also sehen wir schon die enge Verknüpfung des Fleißes mit der Vernunft. Der Fleiß besteht in der inneren Anspannung, mit der der Mensch die jeweilige Tugend festhält.

Von hier aus wird die *diligentia* dann aber vielfach in einem engeren Sinn genommen: es ist die dem religiösen Bereich zugewandte Sorgfalt, und wenn sich bei Geulincx dann auch dieser religiöse Bezug lockert und der Fleiß ausschließlich der jetzt verselbständigten Vernunft zuwendet, so wie auch der ursprünglich auf die religiöse Autorität bezogene Gehorsam, diese mönchische Grundtugend, dann bei ihm zu einem Gehorsam gegen die Vernunft umgeformt wird, so ist in dem mystischen Unterton, in dem die Wendung zur Vernunft als die von der Außenwelt abgekehrte Rückwendung auf die eigene Innerlichkeit verstanden wird, der ursprünglich christliche Hintergrund noch unverkennbar. Dieser geht erst durch die Verbürgerlichung dieses Begriffs während der Aufklärung verloren. Erst in ihr wird der Fleiß zu einer Tugend des rein diesseitigen alltäglichen Lebens.

Nun könnte es freilich scheinen, als sei hier überhaupt Unvereinbares zusammengenommen und als sei die ganze Schwierigkeit und damit zugleich das ganze Problem erst dadurch entstanden, daß der lateinische Begriff der *diligentia* unberechtigtweise durch das deutsche Wort Fleiß wiedergegeben worden ist. Man hätte es besser mit Aufmerksamkeit übersetzt, und dann wäre die ganze Schwierigkeit fortgefallen. Aber so einfach liegen die Verhältnisse nun wieder nicht. Auf der einen Seite ist, ja die Aufmerksamkeit ebenso ursprünglich auf die Außenwelt gerichtet, so daß auch hier die Umwendung auf die innere Stimme der Vernunft

¹ Arnold Geulincx, *Ethik*. Übersetzung von Schmitz, Hamburg 1948. S. 111.

nicht weniger verwunderlich ist. Auf der andern Seite hat man das lateinische Wort. *diligentia* schon darum sinnvoll mit Fleiß übersetzen können, weil das deutsche Wort Fleiß selber eine ganz ähnliche Entwicklungsgeschichte hat. Und wenn wir uns von den Wörterbüchern über die Sprachgeschichte belehren lassen, so erfahren wir zu unsrer Verwunderung, daß sich das Wort Fleiß in der für uns heute selbstverständlichen Bedeutung, als Beständigkeit in der Arbeit, erst im [358/359] 18. Jahrhundert durchgesetzt hat, in dieser Bedeutung also ein typisches Kind der Aufklärung ist, und früher ganz in derselben Bedeutung verstanden wurde, wie wir es soeben in der lateinischen *diligentia* verfolgt haben. Hier erfahren wir, daß das deutsche Wort Fleiß sich aus einer Ausgangsbedeutung wie „Streit“ entwickelt hat und dann in der Übertragung von der zunächst objektiv genommenen Grundbedeutung auf den subjektiven Zustand soviel wie streitbare Gesinnung, also allgemein den „Eifer“ bedeutet.. So findet sich das Wort mit besonderer Häufigkeit in der lutherischen Bibelübersetzung und im protestantischen Kirchenlied, besonders in der Wendung von „fleißig“ und „mit Fleiß“:

„Forschet fleißig nach dem Kindlein“ (Matth. 9, 8). „Herodes lernte mit. Fleiß, wann der Stern ...“ (Matth. 2, 7; vgl. Matth. 2, 6; Luk. 7, 4; Luk. 15, 8). „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret.“

Fleiß bedeutet hier also allgemein die Gewissenhaftigkeit in der Befolgung der Pflichten oder allgemein den Eifer überhaupt. So führt etwa das Grimmsche Wörterbuch noch die Belege an:

„Paul ist fleißig mich zu fragen, ich verdrüssig was zu sagen“ (Logau). „Liebe, die alle Mängel gern verhüllt und fleißig decket“ (Logau).

„Mit Fleiß“ wird vielfach gleichbedeutend mit absichtlich:

„So hattest du ja wohl, wenn du verlorst, mit Fleiß verloren“ (Lessing),

so wie es sich ja auch im heutigen Sprachgebrauch, besonders im Dialekt, noch vielfach erhalten hat. Etwas jemandem „zum Fleiß“ tun, bedeutet. in Süddeutschland, es eigens in der Absicht, ihm damit zu eigen tun.

Wenn dann das Trübnersche Wörterbuch bemerkt: „Im Neuhochdeutschen ist die Bedeutung „Eifer“ in „angespannte Arbeit“ gewandelt, so ist doch auffällig, daß die frühesten dafür angegebenen Belege erst aus Hölderlin und Gottfried Keller entnommen sind, beide also erst deutlich nach der Beeinflussung des Sprachgebrauchs durch die deutsche Aufklärung entstanden sind. Ursprünglich lag, analog wie bei der lateinischen *diligentia*, die religiöse Verwendung sehr viel näher, und wie weit diese unter Umständen noch bis in die Gegenwart hineinreicht, dafür ist ein andrer, ebenfalls dem Trübnerschen Wörterbuch entnommener, Beleg besonders aufschlußreich. Dort heißt es im Bericht eines tirolerischen Pfarrers:

„Bist allweg fleißig?“ fragte ich den Bauern. „Noa“, sagte er. „Ja, warum denn nicht, wann du doch so schaffst?“ Und die ganze Ursprünglichkeit und Einfalt dieser Leute lag in seiner Antwort: sie kennen das Wort fleißig nur im Sinn von „eifrig in Glaubenspflichten“. Er sagte: „Wei i nöt Zeit han zum viel Beten vor lauter Arbeit“ (Gandentius Koch, Tirolische Fahrten, 1923). [359/360]

Hier ist also ausdrücklich der Fleiß der Arbeit gegenübergestellt, das eine der religiösen Sphäre, das andere dem alltäglich-beruflichen Dasein zugehörig.

Die Beziehung des Fleißes auf die Arbeit, insbesondere auf die Berufsarbeit, scheint sich dann erst im 18. Jahrhundert durchzusetzen. Dabei darf am Rande daran erinnert. werden, daß sich ja auch der Begriff der Arbeit selbst erst langsam aus der ursprünglichen Bedeutung einer (möglichst. zu vermeidenden) Mühsal und Beschwerde zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt hat, wo er allgemein eine sinnvolle und zweckmäßige Tätigkeit bedeutet, und daß wir seine Umwertung von einer verachteten Knechtspflicht zu einer geforderten und bewunderten Tugend erst demselben 18. Jahrhundert verdanken, ja daß auch die Faulheit sich erst langsam von einer die Verderbnis allgemein bezeichnenden Grundbedeutung - wie faule Eier, faules

Holz usw. - zur Bedeutung eines dem Fleiß entgegengestellten Lasters im Sinne der Arbeitsscheu entwickelt hat.

Gewiß reicht auch der moderne Begriff des Fleißes im Sinne der Arbeitsamkeit weiter zurück. Schon Luther übersetzt:

Des Fleißigen Hand macht reich“ (Sprüche Salomonis).

Und wenn die Schätzung des Fleißes in dieser Bedeutung auch dem religiösen wie dem ritterlich-aristokratischen Leben fremd ist, so muß sie sich doch überall in einer bürgerlich-handwerklichen Lebensordnung auswirken und sich steigern, wo sich der von Max Weber verfolgte Prozeß abzuzeichnen beginnt, der von der innerweltlichen Askese des Calvinismus zum Arbeitsethos des modernen Kapitalismus hinüberführt, wobei sich allerdings auch hier die Wertung des Fleißes aus einer ursprünglich religiösen Wurzel ableitet. Und ebenso ist selbstverständlich, daß sich in der auf Lernen eingestellten Welt der Schule frühzeitig eine hohe Schätzung des Fleißes ausbilden mußte, so wie ja auch heute noch sich auf den Schulzeugnissen eine besondere Note für den Fleiß befindet.

So zählt der Orbis pictus des Comenius, der in seiner ersten Auflage 1658, sogar noch einige Jahre vor der Ethik des Geulincx erschienen ist, folgende Tugenden auf (und wiederum ist die Auswahl bezeichnend für die geistige Situation der Zeit): die prudentia, die Klugheit, die sedulitas, die Emsigkeit., die temperantia, die Mäßigkeit, die fortitudo, die Starkmütigkeit, die patientia, die Geduld, die humanitas, die Leutseligkeit, die justitia, die Gerechtigkeit und die liberalitas, die Mildigkeit. Die Emsigkeit erscheint hier also an der zweiten Stelle. Das ältere, schon althochdeutsch nachweisbare Wort emsig steht hier also für das heutige Wort fleißig, durch das es heute fast verdrängt ist. Es hat sich aus einer Grundbedeutung von „beharrlich“, „beständig“, sowohl in der Richtung von „geschäftig“ wie auch in der Richtung von [360/361] „fleißig“ entwickelt, doch scheint es in dieser zweiten Bedeutung kaum weiter zurückzureichen wie das Wort fleißig selbst und jedenfalls keinen neuen Gesichtspunkt für das Verständnis dieser Tugend zu ergeben. Von dieser Emsigkeit heißt es im Orbis pictus (in der originalen deutschen Fassung, nur dem heutigen Schreibgebrauch angepaßt):

„Die Emsigkeit liebet die Arbeit, hasset die Faulheit., ist immer beschäftigt wie die Ameis und trägt ihr zusammen wie diese einen großen Vorrat. Sie schläft nit immer und feiret (faulenzet) wie der Faule (Träge) und der Heuschreck, welche endlich drucket die Armut. Was sie angefangen, dem setzt sie fleißig nach bis zum Ende, spart nichts auf morgen und singet nicht den Gesang des Raben, welcher. immer rufet cras, cras, Nach vollendeter Arbeit und ermüdet ruhet sie; aber wenn sie ausgeruht, daß sie nit des Müßiggangs gewohne, kehret sie zu den Geschäften wieder. Ein fleißiger Lehrschüler vergleicht sich den Bienen, welche aus vielerlei Blumen Honig einsammeln in ihren Stock.“

In diesem Zusammenhang scheinen auch viele der noch heute verbreiteten sprichwörtlichen Wendungen zu stehn, die den Fleiß als Tugend preisen, so wie:

„Müßiggang ist aller Laster Anfang“, „Morgenstunde hat Gold im Munde“, „Ohne Fleiß kein Preis“ usw.

Wenn auch ihr Alter im einzelnen schwer abzuschätzen sein dürfte, so dürften sie doch im allgemeinen schon auf ein beträchtliches Alter zurückblicken.

Diesen Fleiß im modernen Sinn der Arbeitsamkeit zur grundlegenden Tugend erhoben zu haben, dürfte dann aber erst das Werk der Aufklärung sein. Mit ihr tritt die in bescheidenen Grenzen schon immer geschätzte Tugend des Fleißes in den Gesichtskreis ausdrücklicher philosophischer Besinnung, und erst mit ihr gewinnt sie dann zugleich eine entscheidende pädagogische Bedeutung. Dieser Vorgang steht in einem umfassenderen geistesgeschichtlichen Zusammenhang, nämlich dem Auftauchen der bürgerlichen Tugenden überhaupt, das

dadurch bedingt ist, daß in dieser Zeit zuerst die bürgerliche Schicht die Führung im kulturellen Leben übernimmt. War mittelalterlich alles auf letzte religiöse Werte bezogen und damit alles menschliche Leben letztlich im Transzendenten fundiert, bestand daneben das ritterliche Lebensideal eines im Einsatz gesteigerten Lebens, wie es noch im Barock in einem Ethos der Fülle und des Überfließens weiterlebte, so letztlich auch wieder im Transzendenten begründet, so drang hier jetzt eine entscheidend von der Kunst des bürgerlichen Haushaltens bestimmte Moral durch, die ohne den ins Unendliche ausgreifenden Willen ganz im endlichen, diessseitigen Dasein verwurzelt ist. Als „bürgerlich“ wird [361/362] dabei mit Nohl² die Gesellschaftsschicht verstanden, die zwischen dem Oben und dem Unten in der Mitte steht, die also nicht aus der unbegrenzten Fülle lebt, sondern mit ihren Mitteln haushalten muß, die aber umgekehrt auch wieder einen hinreichenden eigenen Besitz hat, dessen Aufbau und Erhaltung eine beständige Mühe lohnt.

So kommt hier zusammen mit dem in der Kunst des bürgerlichen Haushaltens verwurzelten Ethos eine Reihe eng zusammengehöriger neuer Tugenden auf: die Arbeitsamkeit, die Ordnungsliebe, die Reinlichkeit, die Mäßigkeit, die Beständigkeit, die Bescheidenheit usw. und unter ihnen auch, was uns im Augenblick beschäftigt, der Fleiß. Es soll dabei nicht behauptet werden, daß alle diese Tugenden nicht schon lange bestanden hätten und sich in den bürgerlichen Schichten nicht schon lange einer bescheidenen Schätzung erfreuten, aber das alles blieb vorher unterhalb der Ebene einer literarischen Erfassbarkeit und damit wohl auch eines hinreichenden Selbstbewußtseins. Erst in dieser Zeit aber wird die Schicht, in der diese Tugenden entstanden sind, zur kulturell tragenden, und das bedeutet zugleich, daß erst in dieser Zeit diese Tugenden ihren Eingang in die auch philosophisch erfassbare hohe Ethik finden. Darum verzichten wir auf die etwas mühsame Verfolgung ihres spärlichen ersten Vorkommens und setzen mit der weiteren Besinnung erst dort wieder ein, wo diese Tugenden wirklich in ihrer Autonomie zur Entfaltung gekommen sind, das ist im 18. Jahrhundert., in der Welt der Aufklärung.

So betont etwa Kant, in dem ja die Haltung der deutschen Aufklärung zu ihrer reifen Ausprägung gekommen ist:

„Es ist. ohnehin schon ein besonderes Unglück für den Menschen, daß er so sehr zur Untätigkeit. geneigt ist. Je mehr ein Mensch gefaulenzt hat desto schwerer entschließt er sich dazu, zu arbeiten“ (Werke, ed. E. Cassirer, Bd. VIII, S. 482),

und fügt, insbesondere vom erzieherischen Standpunkt hinzu:

„Es ist von größter Wichtigkeit, daß Kinder arbeiten lernen. Der Mensch ist das einzige Tier, das arbeiten muß“ (Werke, Bd. VIII, S. 483).

Seinen besonderen Ausdruck aber findet diese Wertschätzung des Fleißes in der umfangreichen pädagogischen Literatur dieser Zeit, aus der nur ziemlich willkürlich einige bezeichnende Belege herausgegriffen seien. So heißt es etwa bei J. G. Campe. im „Sittenbüchlein für Kinder“:

„Arbeit macht, uns frohe Tage; Trägheit, wird uns bald zur Plage. Ruft die Arbeit, frisch daran! Fleiß und Kunst lobt jedermann. [362/363] Und denke doch keiner, daß das Arbeiten etwas Beschwerliches sei; denn wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, so findet man so viel Vergnügen daran, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang, das ist eine beschwerliche Sache. Dabei hat man immer Langeweile und ist immer verdrießlich und mürrisch ... Deswegen heißt es mit Recht: Müßiggang ist aller Laster Anfang“ (S. 16/17).

Und entsprechend betont Salzmann in seinem „Moralischen Elementarbuch“:

² Herman Nohl, Der Bürger, in: Die Sammlung, 1. Jahrg. S. 85 ff.; dort auch ausführlichere Literaturangaben. Vgl. auch Herman Nohl, Die Lyrik der Aufklärung, in: Die Sammlung, 1. Jahrg. S. 475 ff.

„Ein fauler Mensch wird niemals froh“ (I. Bd. S. 112). „Greift die Arbeit frisch an, so werdet ihr immer vergnügt sein, und gute Ernten werden euren Fleiß belohnen“ (I. Bd. S. 113). „Süßer, angenehmer Fleiß! O wie herrlich ist der Preis, den er jedem Jüngling beut, der ihm seine Kräfte weihet“ (I. Bd. S. 40).

Aber auch noch im Werk der deutschen Klassik spiegelt sich zu einem großen Teil diese bürgerliche Weltanschauung mit ihrer hohen Bewertung von Fleiß und Arbeit. Es sei nur an die bekannten Verse aus dem „Lied von der Glocke“ erinnert:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen seiner Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.“

Und entsprechend spricht auch Goethe in „Hermann und Dorothea“ von der „blühenden Stadt, die erst durch fleißige Bürger neu aus der Asche gebaut.“

Und er lobt den stets bereiten Fleiß,

„denn ein geschäftiges Weib tut. keine Schritte vergebens.“

Ja selbst im Pandorafragment heißt es, ganz im Sinne des schon angeführten bekannten Sprichworts:

„Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.“

Von hier aus breitet sich die hohe Schätzung des arbeitsamen und fleißigen Lebens dann durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch aus und führt hier eigentlich erst zu der verhängnisvollen Verkrampfung, nach der diese Seite die einzig wesentliche im menschlichen Leben bedeutete und es für einen Menschen als hohes Lob galt, wenn er „in den Seelen“ starb. Die Aufklärung dachte noch gemäßiger und schätzte das richtige Gleichgewicht von Anspannung und Erholung, ja relativierte letztlich doch wieder die Arbeit, indem sie diese als Mittel zum heiteren Lebensgenuß wertete. So kommt es etwa schon in der Ein- [363/364] gangspartie von Salzmanns „Moralischem Elementarbuch“ zum Ausdruck, in dem dieser ohne Umschweife auf sein erzieherisches Anliegen losgeht:

„In N. wohnte ein reicher Kaufmann, der Hermann hieß. Ein ehrlicher, fleißiger Mann. Weil er die Arbeit frisch angriff, so hatte er sich soviel Geld erworben, daß er, außer den Sachen, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens unentbehrlich sind, sich noch vieles zu seinem Vergnügen anschaffen konnte“ (I. Bd. S. 1).

So warnt Campe in seinem „Theophron“ gradezu vor einer einseitigen Übersteigerung der Arbeit. Erst das 19. Jahrhundert löste dann diese Verbindung und führte zu der zerstörerischen Überschätzung der Arbeit um ihrer selbst willen, die wir bis in die Gegenwart hinein erlebt haben.

Aber bald setzte gegen diese hohe Bewertung der „bürgerlichen Tugenden“ auch die Gegenbewegung ein und führte zur Entwertung des Fleißes und gradezu zur Verherrlichung der bisher als Laster verschrienen Faulheit. Diese, Gegenbewegung erwuchs in der mit dem Sturm und Drang einsetzenden und von da über die Romantik in die Lebensphilosophie des 19. Jahrhunderts hinüberführenden irrationalen Bewegung, die die aufklärerische Bemühung um eine vernünftige Regelung des Lebens als verächtlich und kleinlich verspottete. So lehnt sich schon im „Werther“ der Held gegen die umständliche Genauigkeit seines Vorgesetzten auf:

„Der Gesandte macht mir viel Verdruß ... Er ist der pünktlichste Narr, den's nur geben kann; Schritt vor Schritt und umständlich wie eine Base“,

und betont demgegenüber die leidenschaftliche Trunkenheit, durch die sein Leben auf den

Höhepunkten ausgezeichnet sei. So spottet auch in Jacobis „Allwill“ der Held über sich selbst, daß er in einem Zustand innerer Leerheit. sein Zimmer sorgfältig aufgeräumt und sich selbst darin gar nicht wiedererkannt habe. Aber so sehr sich der Sturm und Drang gegen die geregelte Vernünftigkeit des Lebens und damit überhaupt gegen die ganze Reihe der bürgerlichen Tugenden auflehnt, so findet sich bei ihm doch kaum ein ausdrücklicher Angriff gegen den Fleiß als solchen. Dafür war er von einem viel zu aktiven Lebensgefühl erfüllt und mußte von hier aus jede Trägheit verachten. So wird auch im „Werther“ die Faulheit. ausdrücklich in einer von der Kantischen Wertung gar nicht. so sehr abweichenden Form als Laster angeprangert. So heißt es hier:

„Es ist mit. der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit.. Unsere Natur hängt. sehr daran, und doch, wenn wir einmal die Kraft. haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Tätigkeit ein wahres Vergnügen“, [364/365]

wobei freilich diese Tätigkeit mehr als Genuß der überströmenden eignen Kräfte wie als gleichmäßig andauernde Verfolgung eines Ziels verstanden werden muß.

Die ausdrückliche Wendung gegen den Fleiß und damit die Verherrlichung einer zweckfreien Passivität im gesamt menschlichen Dasein findet sich aber erst in der Romantik. So heißt es schon in Friedrich Schlegels „Lucinde“ in sehr ausdrücklicher Zuspitzung:

„Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren.“

Und er preist demgegenüber mit Nachdruck die „gottähnliche Kunst der Faulheit“. So kann er geradezu, und mit einer unverhohlenen Freude an der darin ausgesprochenen Provokation fordern:

„Man soll das Studium des Müßiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und zur Wissenschaft, ja zur Religion bilden.“

Von da aus kommt es dann zum spielenden Leichtsinns des Taugenichts, der im reinen Gegenwartsgenuß dahinlebt und sich über alle Anforderungen einer planenden Lebensklugheit hinwegsetzt, oder zur entzückenden Frechheit, mit der die Schlußworte von Büchners „Leonce und Lena“ die Erhebung über die Sorgen des alltäglichen Lebens fordern und in einer das biblische Gleichnis von den Lilien auf dem Felde spielerisch aufnehmenden Art den bürgerlichen Fleiß und damit überhaupt die Ernsthaftigkeit des bürgerlichen Daseins verspotten. Hier heißt es zum Schluß, nachdem die ausgelassene Handlung ihr happy end erreicht hat:

„Und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratel gestellt wird; daß, wer sich krankarbeitet, kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gemeinschaft gefährlich erklärt. wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und eine kommende Religion.“

Was hier in der übersprudelnden Laune des Lustspiels ohne Anspruch auf tiefere Verbindlichkeit ausgesprochen wird, das hat dann doch zugleich tief auf die weitere Entwicklung des 19. Jahrhunderts eingewirkt. Es lebt fort in der Schätzung der künstlerischen „Genialität“, die in der Bohème der Jahrhundertwende ihre letzten Folgerungen fand und sich in den letzten Auswirkungen bis in den Sprachgebrauch unsrer Tage hinein auswirkt. Auf die hohe Schätzung des Fleißes als eitler entscheidenden Grundtugend, wie sie in der Aufklärung des [365/366] 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt fand, folgt so die völlige Verachtung als einer unwürdigen kleinlichen Gesinnung, über die sich der Geistesflug des schöpferisch lebendigen Menschen erheben müsse.

Der abgespannte Fleiß verführt den Menschen leicht zu einer kleinlichen und subalternen Ge-

sinnung, der die Rangunterscheidung zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen verlorengelassen hat, ja es erwächst dann geradezu so etwas wie ein Rausch der Betriebsamkeit, der den Menschen in der alltäglichen Geschäftigkeit festhält und ihm nicht die Muße läßt, die zu einer tieferen Besinnung notwendig ist.. In diesem Zusammenhang seien abschließend nur die schönen Verse F. G. Jüngers angeführt:

„Überfluß und müßiger Geist gehören zusammen.
Doch wie kommt's, wie geschieht.'s,
daß mit dem Fleiß die Arbeit wächst
und das rastlose Mühn sich selber verzehrt
und den Schutt nur zurückläßt ?“ (Die Perlenschnur, S. 23).

Allein wenn wir dieses alles nicht als geistesgeschichtliches Panorama an uns vorüberziehen lassen wollen, als beständigen Wandel der Moden auch auf dem Gebiet der sittlichen Wertungen, dann ergibt sich die Frage, was denn diese Ablehnung des Fleißes und überhaupt der ganzen Reihe der bürgerlichen Tugenden durch die Romantik zu bedeuten hat. Sollen wir wirklich mit ihr über die Niedrigkeit dieser fälschlicherweise zu Tugenden gestempelten Eigenschaften spotten? Oder sollen wir umgekehrt, die aufklärerische Schätzung wiederherstellen und den Angriff der Romantik als unberechtigt, ja frevelhaft zurückweisen?

In Richtung auf eine Auflösung dieser Frage dürfte schon das eine bezeichnend sein: Die Romantik bekämpft die aufklärerische Schätzung des Fleißes nicht als unsittlich, sondern sie verspottet sie nur als kleinlich. Das bedeutet: In irgendeiner Weise erkennt sie ihren Wert schon an, nur daß dieser Wert als niedrig, als verächtlich angesehen wird. Oder genauer: Der Wert als Wert wird nicht angefochten, sondern lediglich die Haltung, die diesen Wert als den höchsten nimmt und darüber andere und in Wirklichkeit höhere Werte nicht sieht. Es handelt sich nicht um die Alternative von Wert und Unwert, sondern um die Rangordnung zwischen höherem und niedrigerem Wert.

Und in dieser Richtung dürfte dann die Auflösung überhaupt zu suchen sein. Der Fehler der Aufklärung lag darin, daß sie den Fleiß und die ganze Gruppe der bürgerlichen Tugenden, deren Wert sie entdeckte, zugleich verabsolutierte, indem sie diese zu den schlechthin entscheidenden Tugenden erhob. Demgegenüber gilt es zu erkennen: Der Fleiß ist keine von den „hohen“ Tugenden, keine von denen, die dem menschlichen Leben einen letzten Sinn geben. Dies erkennt zu [366/367] haben, und daß die Verabsolutierung dieser Tugenden schließlich dem menschlichen Leben seine Erfüllung nimmt (ihm „die Rückkehr ins Paradies verwehrt“), ist dann die besondere Leistung der Romantik. Und es kommt, darauf an, diese Leistung zu bewahren. Der Fleiß ist eine relative und keine absolute Tugend. Aber diese Relativierung des Fleißes darf nicht dazu führen, den Fleiß überhaupt abzulehnen oder verächtlich zu machen, und indem sich die Romantik in ihrer Freude an der provozierenden Formulierung dazu hinreißen ließ, fiel sie aus der Bekämpfung der einen Verkehrung in die entgegengesetzte, aber nicht minder verderbliche Verkehrung, aus dem Kampf gegen die Verabsolutierung des Fleißes in seine grundsätzliche Verneinung. In Wirklichkeit aber bedeutet die Relativierung der Tugend des Fleißes nicht seine Negierung, sondern es kommt darauf an, seine Stelle als dienende Tugend im größeren Ganzen einer sinnvollen Rangordnung der Tugenden richtig zu bestimmen. Er ermöglicht nicht, nur nach außen hin den geregelten Haushalt des Lebens, sondern ist auch nach innen hin ein notwendiges Glied jeder Disziplinierung. Faulheit. ist Zuchtlosigkeit. Und erst. auf dem Boden eines angespannten und in sich notwendig asketischen Fleißes werden dann die höheren Leistungen des sittlichen Lebens ermöglicht.

Gewiß erfüllt es den Menschen mit. einem erhebenderen Gefühl, wenn er aus der Fülle heraus leben und sorglos verschwenden kann, wie dies beispielsweise im aristokratisch bestimmten Lebensgefühl des Barock der Fall war, und bei der bis zur Verschwendung gehenden Großzügigkeit handelt es sich nicht nur um die Verfügung über den äußeren Besitz und die Freude an

der Prachtentfaltung, sondern zugleich und ursprünglicher um eine nicht minder rückhaltlose Verschwendung des eignen Lebens. Man sparte nicht mit sich und lebte auch hier aus der Fülle. Und etwas Entsprechendes war es denn auch, was in der Romantik ein ähnliches Ethos des sorglos zu vergeudenden Lebens ermöglichte, auch ohne den Rückhalt an äußerem Besitz und auf materiell bescheidener Basis. Das war der Überfluß des schöpferischen geistigen und insbesondere künstlerischen Lebens, das unermesslich von innen hervorquillt und durch keinerlei bewußte Anstrengung hervorgebracht oder auch nur gefördert werden kann.

Aber wenn wir hier auch notgedrungen den sozialphilosophischen Gesichtspunkt beiseite lassen, der die zerbrechlichen Grundlagen eines solchen aristokratischen Lebensgefühls ans Licht stellt (denn das würde weit über den Umkreis der gegenwärtigen Überlegungen hinausführen, und nur ganz im Vorbeigehen sei an den von Hegel unter dem Titel „Herr und Knecht“ in seiner „Phänomenologie des Geistes“ entwickelten dialektischen Zusammenhang erinnert, der besagt, daß [367/368] man nicht ungestraft die Anstrengung des Lebens auf Sklaven abwälzen kann), und wenn wir uns vorerst auf das schöpferische Vermögen im Geistigen, also das Problem des im weitesten Sinn romantischen Ethos beschränken, so entsteht auch hier die Schwierigkeit, daß die Produktivität kommt und geht, daß sie versiegt und den Menschen leer und unbefriedigt zurückläßt. Ja darüber hinaus ist in der bloßen Hingabe an die Produktivität auch nicht einmal ein Ansatzpunkt vorhanden, von dem her der Mensch einen sittlichen Willen entwickelt und sein Leben verantwortlich in die Hand nimmt. Das schöpferische und insbesondere das im künstlerischen Sinn schöpferische Leben liegt noch vor der Ebene des Sittlichen und hinterläßt als solches den Menschen zuchtlos. Die formende Kraft erwächst erst aus der Selbstüberwindung. Aber auch hier genügt wiederum nicht der einzelne Akt der Entsagung, der in der bloß augenblicklichen Anstrengung beruht und ebenso rauschhaft, erfolgen kann, aber auch nicht einmal die Zucht einer beständigen Askese, solange sie den Menschen in der Passivität läßt und nicht dienend auf ein andres Ziel bezogen ist. Hierzu bedarf es erst der disziplinierten, anhaltenden Aktivität, also genau derjenigen Tugend, die wir als Fleiß bezeichnen.

Damit gewinnt der Fleiß dann über allen Selbstzweck und über allen Nutzen im praktischen Leben hinaus eine ganz entscheidende Schlüsselstellung im Aufbau des gesamten sittlichen Lebens. Man übertreibt kaum, wenn man dem bekannten und schon angeführten Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ auch die entsprechende Umkehrung gegenüberstellt: „Fleiß ist aller Tugenden Anfang“. Die große Bedeutung, die der Fleiß im Leben überragender Menschen gehabt hat, ist bekannt. Man braucht nur an das Beispiel Goethes zu denken. Und die bekannte Formel „Genie ist Fleiß“ übertreibt vielleicht, macht aber grade darin die innige Verknüpfung von Fleiß und Produktivität deutlich. Seine besondere Bedeutung gewinnt damit aber der Fleiß unter dem pädagogischen Gesichtspunkt. Die Erziehung zum Fleiß bedeutet in der Tat den Grundstein aller sittlichen Erziehung. Er hat eine disziplinierende Kraft, die schlechterdings durch keine andre Tugend ersetzt werden kann, und die weit über den Umkreis des wirtschaftlichen Lebens hinausgeht. Freilich liegt in ihm (wie in jeder Tugend) zugleich die Gefahr der Entartung. Das ist einmal die Verengung des Blicks auf den Umkreis des bloß Nützlichen und damit die Gefahr des Banausischen. Das ist zweitens sodann die Neigung zum Übereifer und damit die Gefahr eines blinden Fanatismus. Und beiden Gefahren gegenüber bedarf es dann zugleich des ironischen Abstands, wie ihn die Romantik uns in unvergleichlicher Weise gelehrt hat, ohne dabei wieder umgekehrt der spielerischen Verantwortungslosigkeit zu verfallen.